

Predigt im Gottesdienst der sächsischen Johanniter im Rahmen des Kirchentag 2017, Leipzig, 27. Mai 2017

von Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Christoph Marksches
Ordensdekan des Johanniterordens

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Immer wieder ging es um das *Sehen* auf diesem Kirchentag, liebe Johannitergemeinde. Je mehr von den über zweitausend Veranstaltungen in Berlin, Wittenberg und natürlich in Leipzig Sie besucht haben, desto deutlicher ist Ihnen das geworden: Immer wieder ging es um das *Sehen* auf diesem Kirchentag. Schon gleich zu Beginn, am Mittwochabend. Obwohl seither zweieinhalb dicht gefüllte Tage vergangen sind, erinnere ich mich noch gut an den Eröffnungsgottesdienst vor dem Reichstag, in dem der einhundertneunddreißigste Psalm im Mittelpunkt stand: „Deine Augen sahen mich, da ich noch nicht bereitet war“. Und so ging es die ganzen vergangenen Tage weiter, immer wieder ging es um das „Sehen“, eine kleine, ganz subjektive Auswahl: In den Festgottesdiensten zu Himmelfahrt am Donnerstag wurde über die Kirchentagslosung aus dem ersten Buch Mose gepredigt, die in vollständiger Form lautet: „Du bist ein Gott, der mich sieht“. Und am Freitag haben viele Gemeinden – übrigens auch die Johanniter in Berlin – Feierabendmahlsgottesdienste angeboten; da stand die Erzählung von der Gottesbegegnung auf dem Berg Sinai im Mittelpunkt, wie sie im zweiten Buch Mose erzählt wird: „Da stiegen Mose und Aaron, Nadab und Abihu und siebzig von den Ältesten Israels hinauf und sahen den Gott Israels“. Schließlich heute morgen, in den Bibelarbeiten, ging es um den Oberzöllner Zachäus aus Jericho, der nach dem Zeugnis des Lukasevangeliums klein gewachsen war und daher auf einen Maulbeer-Feigenbaum stieg, weil er begehrte, Jesus zu sehen, wer er wäre, und konnte es nicht wegen der Menge“.

Eigentlich muss ich das gar nicht mehr vertiefen, weil auch schon so deutlich ist: Immer wieder, liebe Johannitergemeinde, ging es auf diesem Kirchentag um das *Sehen*, darum, dass Gott uns sieht, dass wir den Gott, der uns sieht, sehen können und wir dann, wenn wir ihn sehen, als Christenmenschen das milde, das freundliche Gesicht unseres Herrn Jesus Christus sehen. Immer wieder ging es auf diesem Kirchentag um das *Sehen* und natürlich geht es auch heute Abend noch einmal wieder um das Sehen. Freilich nicht einfach um das Sehen ganz allgemein, um das Sehen Gottes oder darum, wie wir Gott sehen, wie Gott uns sieht – nein, auf dem Titelblatt Ihres Gottesdienstprogramms steht: „Auftrag und Wirken der Johanniter im Reformationsjahr 2017“ und so soll es heute darum gehen, was dieses „Sehen“ für die Johanniter bedeutet und was Johanniter anderen weiter geben können in den Gemeinden und vielleicht sogar außerhalb von ihren ganz eigenen Erfahrungen mit dem Sehen.

Um von diesen besonderen Erfahrungen der Johanniter mit dem Sehen zu hören, um sie uns zu vergegenwärtigen in diesem Vesper-Gottesdienst, müssen wir zunächst einmal wie Zachäus auf einen Baum steigen, um bessere Aussicht zu haben. Denn es geht zunächst nicht um die Johanniter heute, sondern um die Anfänge des Ordens in Jerusalem. Und da geht es uns, wie es vermutlich Zachäus ging, von dem heute morgen in der Bibelarbeit die Rede war: Es ist nicht ganz einfach, auf einen Maulbeer-Feigenbaum hinaufzusteigen – wer es einmal versucht hat, weiß, dass die im oberen Bereich auf den eher dünnen Äste dichte große, etwas raue Blätter wachsen, die die Aussicht schwer machen. Und so, wie es Zachäus ging, geht es uns heute: Es macht etwas Mühe, sich ins elfte Jahrhundert, nach Jerusalem zu versetzen, in die Motive der süditalienischen und südfranzösischen Kaufleute und Ritter, die im Muristan, neben der Grabeskirche ein Hospital gründeten und zu dessen Patron Johannes den Täufer auswählten. Sicher ist so viel: Sie sahen in den Kranken – ge-

nau wie es im fünfundzwanzigsten Kapitel des Matthäusevangeliums steht – ihren Herrn und Heiland Jesus Christus. Das ist einer der Gründe, warum diese reichen Europäer im Blick auf die armen, schwachen Kranken gern von den Herren Kranken sprachen und wir diesen Ausdruck heute immer noch verwenden: In den Kranken, die in der mittelalterlichen Gesellschaftspyramide ganz unten standen, sahen die reichen europäischen Herren ihre wahren Herren, denen sie zu dienen hatten. In den Herren Kranken sahen sie ihren Herrn Jesus Christus, der uns nach dem Zeugnis des Matthäusevangeliums in jedem Hungrigen und Durstigen, Kranken, Gefangenen, Flüchtling und sonstwie schwach Befindlichen begegnet und daher den Bedürftigen dienen kann und soll.

Immer wieder, liebe Johannitergemeinde, geht es auf diesem Kirchentag um das *Sehen* – und von Anfang an ging es auch im Johanniterorden um das Sehen. Es ging im Mittelalter in Jerusalem darum, Jesus Christus im Nächsten zu sehen, vor allem aber auch Jesus Christus in den Schwachen, Kranken, Armen und Hilfsbedürftigen zu sehen, also gleichsam in der Verborgenheit, im Leiden, am Kreuz. Es ging damals darum, in denen, die in der mittelalterlichen Gesellschaftspyramide ganz unten standen, den armen, geschlagenen, gefolterten Christus zu erkennen und solchen Menschen deswegen mit allem Engagement, zu dem man fähig ist, zu helfen. Daran hat sich, liebe Johannitergemeinde, in vielen hundert Jahren auch gar nichts geändert, auch wenn Johanniter heute Katastrophen- und Unfallhilfe leisten, neben Krankenhäusern und Altenheimen auch Schulzentren und Jugendtreffs betreiben. Immer geht es, wie damals im Mittelalter, um eine Revolution des Sehens, um eine Revolution des Blicks. Wo die meisten Menschen (leider auch Christenmenschen) achtlos vorübergehen, wo man den Blick abwendet, um schnell zum nächsten Geschäft zu eilen und sich mit der Not des Nächsten nicht aufzuhalten, da weisen Johanniter ihre Mitmenschen und Mitchristenmenschen hin auf die Not: Schau doch mal hin, engagier Dich, hier tritt Dir in verborgener Gestalt Dein Herr Jesus Christus entgegen und lädt Dich ein, ihn anzuschauen: Was ihr einem dieser geringsten Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan. Du siehst uns, Herr. Und wir sehen dich, Herr. Und wir sehen, dass Du uns siehst, Herr.

Hat das nun aber, liebe Johannitergemeinde, irgendetwas mit dem Reformationsjahr zu tun? Oder stehen wir in der ungebrochenen, direkten Tradition jener süditalienischen und französischen Kaufleute und Ritter, die mitten in Jerusalem in den Herren Kranken ihren Herrn Jesus Christus ansahen und sich daher zu Knechten machten, obwohl sie selbst nach mittelalterlichen Maßstäben Herren waren? Wir stehen als evangelische Johanniter auch in der Tradition der Reformation, in der Tradition der Entdeckungen Martin Luthers, die wir in diesem Jahr besonders feiern. Martin Luther hat immer wieder gern, in seinen Liedern, in seinen theologischen Texten, aber auch in seelsorgerlichen Briefen vom fröhlichen Wechsel geredet: Jesus Christus wird ein Knecht, Gott selbst erniedrigt sich zu einem irdischen Leben mit allen seinen Problemen, wir aber werden von ihm mit einem ewigen Leben und ewiger Gemeinschaft mit Gott beschenkt, er gibt mithin ab, was er hat, als er Mensch wurde, wir bekommen, was er hat, indem wir als Menschen in die unzerstörbare Gemeinschaft mit Gott gerufen werden. Luther hat das in seinem Weihnachtschoral „Lobt Gott ihr Christen alle gleich“ unüberbietbar deutlich formuliert:

Er wechselt mit uns wunderbar:
Fleisch und Blut nimmt er an
und gibt uns in seins Vaters Reich
die klare Gottheit dran,
die klare Gottheit dran.

Er wird ein Knecht und ich ein Herr;
das mag ein Wechsel sein!
Wie könnt es doch sein freundlicher,
das herze Jesulein,
das herze Jesulein!

Die reformatorische Theologie vertieft die Einsicht derer, die im elften und zwölften Jahrhundert das Hospital zum Heiligen Johannes im Muristan in Jerusalem betrieben, noch um ein äußerst wichtiges Detail: Wir sehen nicht nur in den Herren Kranken unseren Herrn Jesus

Christus und dienen ihnen, als ob es der Herr selbst wäre. Wir machen uns nicht nur als Herren zu Knechten der Menschen, die wir im Pflegeheim besuchen, als Unfallhelfer versorgen und im Jugendtreff betreuen; nein, wir erinnern uns, wenn wir so zu Knechten werden, an den fröhlichen Wechsel, der auch unseren Herrn zu einem Knecht machte, damit wir werden können wie er, vom Knecht zum Herrn, vom beschädigten irdischen Leben hin zur unverbrüchlichen Gemeinschaft mit Gott.

Ein Letztes: Auch wenn es auf diesem Kirchentag und auch in dieser Predigt immer wieder um das *Sehen* ging, liebe Johannitergemeinde, darf man sich doch nicht täuschen: Manchmal fällt es im Alltag des Helfens schwer, unter den Belastungen der Katastrophenhilfe, angesichts des Kostendrucks im Gesundheitswesen, im Armen und Kranken, in den Hilfsbedürftigen unseren Herrn Jesus Christus zu sehen und sie so wie einst als unsere Herren Kranken wahrzunehmen. Wir haben nur allzu oft einen zerstreuten Blick. Manchmal macht es eben große Mühe, Christus in der Verborgenheit wahrzunehmen. Aber so ein Kirchentag hilft. Eine Johanniter-Subkommende hilft, eine Kirchengemeinde hilft. Alle solche Orte christlicher Gemeinschaft können Schulen des Sehens sein und noch besser werden, die uns helfen, den Blick nicht zerstreut abzuwenden, sondern konzentriert hinzusehen. Denn an solchen Orten können wir es uns einander sagen, uns von anderen gesagt sein lassen:

Schau doch mal hin, engagier Dich, hier tritt Dir in verborgener Gestalt Dein Herr Jesus Christus entgegen und lädt Dich ein, ihn anzuschauen: Was ihr einem dieser geringsten Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan. Du siehst uns, Herr. Und wir sehen dich, Herr. Und wir sehen, dass Du uns siehst, Herr. Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.